



„Nie wieder!“ nie vergessen

Nicht mehr lange und es wird keine Zeitzeugen mehr geben, die die Schrecken des Zweiten Weltkriegs selbst noch miterlebt haben. Die Digitalisierung birgt Chancen, aber auch Risiken, die Erinnerung an diese Zeit hochzuhalten.

TEXT: TOBIAS LEO, FOTOS: PIXABAY

Am 27. Jänner jährt sich die Befreiung von Auschwitz zum 75. Mal. „Nie wieder!“ – eine Botschaft, die nicht nur am Gedenktag gilt und keinesfalls einem „Schon wieder!“ weichen darf. Auschwitz ist Teil eines negativen Gründungsmythos des liberal-demokratischen Europas nach 1945. Es waren aber auch die Zeitzeugen, die jahrzehntelang die Erinnerung an diese dunklen Zeiten hochgehalten haben. „Durch die Unmittelbarkeit ihrer Erzählungen erreichten sie ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit und Authentizität“, sagt Eva Pfanzelter,

Professorin für Zeitgeschichte an der Universität Innsbruck. Für zukünftige Generationen werden sie nicht mehr in dieser Form zur Verfügung stehen. Naturbedingt sterben immer mehr Zeitzeugen weg, ein individuelles Nachfragen wird nicht mehr möglich sein. Können Digitalisierung und Technologisierung das ausgleichen?

Hierbei müssen mehrere zeitliche Phasen unterschieden werden: Zunächst seien in den späten 1970er-Jahren die ersten Holocaust-Filme mit Zeitzeugen gemacht worden: „Damit wurde

ein Bruch mit der damals gängigen wissenschaftlichen Praxis vollzogen.“ Es folgten unzählige Interviews, alleine in den 1990er-Jahren habe es etwa 52.000 davon gegeben.

Die 1990er seien auch die Hochzeit des Holocausts in den Museen gewesen, gleichzeitig gingen ab etwa Mitte des Jahrzehnts die ersten großen Museen online. Zu dieser Zeit habe auch die erste Phase der Digitalisierung historischer Dokumente begonnen, die bis in die Anfangsjahre des neuen Jahrtausends hineinreicht. Die große Herausforderung sei

es dabei gewesen, von analog auf digital umzusatteln, das heißt, historische Dokumente aller Art in eine digitale Form zu bringen.

Die zweite Phase ab Anfang der 2000er-Jahre sei geprägt von Digitalisierung und Vernetzung, so Pfanzer: „Die Datenbanken wuchsen enorm und mithilfe der digitalen Welt erfolgte die Vernetzung in einem globalen Ausmaß.“ Bereits damals seien Befürchtungen geäußert worden, dass sich mit dem Wegsterben der Zeitzeugen Leerstellen bilden könnten. Daraufhin wurde danach getrachtet, Datenbanken zugänglich zu machen und in verschiedene Sprachen zu übersetzen.

Ebenfalls basierend auf Datenbanken und mithilfe modernster Technik wurden etwa von der USC Shoah Foundation Hologramme von Holocaust-Überlebenden angefertigt, die befragt werden können. Das gebe es auch schon für Schulen und funktioniere über Computer wie bei einem Skype-Interview. „Aber das alles löst nicht das Aussterben der Zeitzeugen“, sagt Pfanzer. Nachsatz: „Manchmal habe ich das Gefühl, das Ausprobieren der Technik steht im Vordergrund.“ Ein anderer Lösungsversuch seien Befragungen von Zeitzeugen aktuellerer Genozide: „Interviews mit Tätern des Völkermords in Ruanda im Jahr 1994 sind nicht weniger eindrucksvoll.“ In Israel sei das aber ein Tabubruch, denn nach dortiger Auffassung ist der Holocaust einzigartig.

Ab 2010 erfolgte als bisher letzte Phase der Digitalisierung der Aufstieg der sozialen Medien: „Dadurch kam es

zu Neuinterpretationen und anderen Erzählweisen.“ Inszenierungen und die Reduktion von Inhalten würden hier eine zentrale Rolle spielen, Bilder und audiovisuelle Medien im Vordergrund stehen. Oft würden derartige Inhalte ein hohes Maß an Emotionalität aufweisen. „Es hat sich dort eine eigene Dynamik entwickelt“, stellt die Historikerin fest und betont dabei, „dass das nur eine weitere Ebene ist, die Forschung aber nicht ersetzen kann“. Als gelungenes Beispiel nennt sie die Twitter-Kampagne #WeRemember am Internationalen Holocaust-Gedenktag am 27. Jänner. Unter anderem mit der Unterstützung der „Bild-Zeitung“ ist die Kampagne bereits tief in der Gesellschaft verankert.

„Junge Menschen interessieren sich auch heute noch für die Geschichte ihrer Stadt und ihrer Familie.“

Gerade jüngere Menschen, die eine große zeitliche Distanz zum Nationalsozialismus aufweisen, seien mit modernen Kommunikationsmitteln zu erreichen. Dabei werden Brücken zwischen traditionellen Herangehensweisen und moderner Technik geschlagen. „Das kann mit vielen Mitteln geschehen, oft ist viel Technik dabei wie etwa Virtual oder Augmented Reality.“

Dennoch kommen immer wieder Fragen auf wie: „Was geht mich das an? Ich war ja nicht dabei“, oder „Warum muss ich mich schuldig fühlen?“ Bei letzterer

Frage stellt Pfanzer fest: „Wenn so eine Frage von Jugendlichen kommt, dann ist das ein Zeichen, dass Schuld weitervererbt wird. Niemand muss sich schuldig fühlen.“ Hier brauche es aber mehr Diskussions- und Austauschräume.

Eine der großen Gefahren der Digitalisierung sind Manipulationen, mit den sogenannten Deep Fakes sind sogar manipulierte Bewegtbilder nicht mehr von echten Videos zu unterscheiden. Angesprochen auf rechtsextreme Umtriebe im Netz schildert Pfanzer: „Die rechtsextreme Szene hat die sozialen Medien sehr früh entdeckt und hat daher einen sehr hohen, auch transnationalen Organisationsgrad.“ Rezepte dagegen: „Medienkompetenz sowie kritischen Umgang forcieren, ganz genau hinschauen und einen angemessenen Umgang miteinander fördern. In dieser Hinsicht gibt es noch viel zu tun.“

Oft helfe es – ganz klassisch und ohne moderne Technik –, mit jungen Menschen einfach mal rauszugehen und historisch belastete Orte zu besuchen. Beispielsweise das Neue Landhaus in Innsbruck, das Gebäude mit eindeutiger Nazi-Architektur, das als Verwaltungssitz für den ehemaligen Reichsgau Tirol-Vorarlberg diente. „Junge Menschen interessieren sich auch heute noch für die Geschichte ihrer Stadt und ihrer Familie“, weiß die Historikerin aus ihrer Erfahrung zu erzählen.

Gleis zum Torhaus
des KZ Auschwitz-
Birkenau

